

Leseprobe aus:

Parker Bilal

Die dunklen Straßen von Kairo



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

«Schildern Sie mir noch einmal ganz genau, wie es passiert ist. Lassen Sie sich ruhig Zeit.»

Der Mann von der Botschaft hieß Renfrew, Taylor Renfrew. Sie hob den Kopf und sah ihn an.

«Wie ich Ihnen schon erklärt habe», sagte sie. «In der einen Minute war sie noch da, und in der nächsten ...»

Renfrew musterte sie eindringlich. Er konnte den Finger nicht darauf legen, aber sein Gefühl sagte ihm, dass hier irgendetwas nicht stimmte. Er hatte in London angerufen, um ihre Identität überprüfen zu lassen, und man hatte ihm unmissverständlich zu verstehen gegeben, dass diese Angelegenheit höchste Priorität hatte. Anscheinend war ihr Vater Mitglied des House of Lords.

Renfrew war jung. Knapp über vierzig und bereits auf einem so wichtigen Posten. Er wollte nichts falsch machen, aber schon jetzt sah es schlecht für ihn aus. Und in den nächsten Tagen würde es noch viel schlechter für ihn aussehen, aber das wusste er in diesem Moment natürlich nicht. Alles, was er wusste, war, dass die Tochter dieser Frau vermisst wurde, dass ihr Vater ein Lord war und sie eine bewegte Vergangenheit hatte. Sie saßen im Speisesaal des Hotels. Er konnte sich nicht vorstellen, warum sie sich ausgerechnet hier mit ihm hatte treffen wollen. Der Ausblick auf den Platz war zweifellos reizvoll. Man sah die historische Al-Husseini-Moschee. *Hier schlug das Herz des alten Kairo* und all das, aber für ein Kind war die Gegend wirklich nichts. Er beugte

sich über den Tisch und legte seine Hand auf ihre. Das war ein riskantes Manöver, aber Renfrew war felsenfest davon überzeugt, dass ein Mensch mit schlechtem Gewissen körperlichen Kontakt nicht ertrug. Ihre Haut fühlte sich fiebrig heiß an. Am liebsten hätte Renfrew ihre Hand umgedreht und ihr den Ärmel hochgeschoben, um nach frischen Einstichstellen zu schauen, aber das tat er nicht. Stattdessen versuchte er beruhigend und kompetent zu klingen.

«Fangen Sie noch einmal mit dem Anfang an und lassen Sie nicht die kleinste Kleinigkeit aus.»

Der Anfang? Wo hatte eigentlich alles angefangen? An einem Ort wie diesem? Liz Markham fühlte sich, als wäre sie in einen Krieg eingetreten, ohne es zu bemerken. Bei dieser Reise hatte von dem Moment an nichts mehr geklappt, als sie aus dem Flugzeug gestiegen war und ihr die drückende Hitze entgegenschlug. Es war Ende September, zum Teufel, aber es kam einem vor wie Mitte Juli in Südspanien. Nichts war mehr so, wie sie es in Erinnerung hatte. Die Straßen, der Lärm, die anzüglichen Blicke der Männer. War sie fünf Jahre zuvor, als sie zum ersten Mal als Touristin nach Kairo kam, wirklich so blind gewesen? Der Basar, den sie als funkelnde Schatzkammer wie aus Tausendundeiner Nacht in Erinnerung hatte, war nur noch Reihe um Reihe mit billigem Schmuck und lieblos zusammengebasteltem Kunsthandwerk, die das Auge verführen und die Seele betrügen sollten.

Diese Stadt machte sie buchstäblich krank. Am Abend ihrer Ankunft musste sie etwas gegessen haben, von dem ihr speiübel wurde, und sie hatte die ganze Nacht über der Toilettenschüssel verbracht. Aber Liz war eine entschlossene

Frau, und sie war mit einem bestimmten Ziel hierhergekommen. Und davon würde sie sich durch eine kleine Magenverstimmung nicht abbringen lassen.

Nur hatte sich jetzt tatsächlich alles zum Schlechten gewendet. Ihr erster Gedanke beim Anblick des Botschaftsvertreters war, dass sie mit ihm nur ihre Zeit verschwendete. Er würde ihr nicht glauben, ganz gleich, was sie ihm erzählte. Trotzdem, sie hatte keine Wahl: Sie brauchte seine Unterstützung. Also wiederholte sie erneut jede Einzelheit und hoffte dabei halb, ihr würde vielleicht doch noch etwas Nützliches einfallen.

«Ich habe nach einem alten Freund gesucht.»

«Einem Freund?»

Sie war überallhin gegangen, wo sie vor fünf Jahren zusammen mit ihm gewesen war. Sie hatte versucht, sich an die Namen von Restaurants und Cafés zu erinnern und an die Namen der Freunde, mit denen sie sich getroffen hatten. Während der Suche, bei der die Liste entmutigender Antworten immer länger wurde, hatte ihr einziger Trost in der Aufmerksamkeit bestanden, die man dem kleinen Mädchen schenkte, das sie fest an der Hand hielt. Wohin sie auch kamen, lächelten die Leute Alice an. Kinder wurden hier gemocht. Frauen, alte und junge, fingen an zu gurren und zwickten die Kleine in die Wange. Ein Mädchen mit Goldhaaren war etwas Besonderes. Es gab Augenblicke, in denen sie fest daran glaubte, dass am Ende alles gut werden musste. Aber es gab auch lange, schlaflose Nächte, in denen sie im Bett lag und an die Decke starrte oder in der drückenden Schwüle am Fenster saß, um mehr Luft zu bekommen. Dann dachte sie, ihr Vorhaben sei aussichtslos. Sie würde ihn niemals finden, und selbst wenn sie ihn fand, was dann? Bestand denn

überhaupt die geringste Aussicht, dass er ihr mit positiven Gefühlen begegnete?

«Liz, ich kann Ihnen nicht helfen, wenn Sie sich mir nicht anvertrauen», hörte sie wie aus weiter Ferne den Botschaftsvertreter sagen. Ja, sie sollte sich jemandem anvertrauen ...

Das Café war ein langer, düsterer Schlauch gewesen. Nur wenige Lichtstrahlen fielen herein und wurden von poliertem Messing und trüben Spiegeln zurückgeworfen. Ein stämmiger Mann hatte ganz am Ende an einem Wandtisch gesessen. Sein fettes Gesicht hatte sie an einen Ochsenfrosch erinnert, den sie damals im Biologieunterricht in der Schule sezirt hatten. Die kleinen schwarzen Punktaugen des Mannes verschwanden fast vollständig in fleischigen Lidfalten. Sein Haar war mit Duftöl glatt zurückgestrichen, und von seinem Körper ging ein Wohlgeruch aus wie von einem König aus dem Morgenland. Der Tisch vor ihm bestand aus einem riesigen, gehämmerten Bronzetablett – wie die Scheibe des Sonnengottes Ra, dachte sie, mit der sowohl im Museum als auch an den unzähligen Verkaufsständen in den engen Straßen so viele Stelen und Tempelkartuschen verziert waren.

Sie hatte eine Verabredung mit dem Sonnengott.

So groß konnte das Café gar nicht gewesen sein, aber dennoch lag eine beinahe unüberwindliche Entfernung zwischen der Tür und der Ecke am anderen Ende, in der er saß. Er war der einzige Gast. Ein junger Mann führte sie entlang der Sitzbank an der linken Wand zu ihm hin. Sie warf einen Blick in den Spiegel, der oberhalb des Mannes an der Wand hing, und obwohl nur spärliches Licht durch die Tür hinter ihr hereinfiel, konnte sie erkennen, dass sie furchtbar aussah.

Ihr Haar war strähnig und stumpf, und auf ihrem Gesicht lag ein Film aus Schweiß und Staub, von dem jeden Abend die Handtücher im Hotel schwarz wurden. Ihre Augen waren rot unterlaufen und angeschwollen. Sie schob das Mädchen vor sich her, half ihm auf die Bank, und das Mädchen war so klein, dass seine Füße nicht auf den Boden reichten. Das Ochsenfroschgesicht verzog sich zu einem Lächeln, bei dem Liz fast schlecht wurde. «Hallo, kleines Mädchen», sagte er auf Englisch. Er streckte die Hand aus. Seine Finger waren dick wie Datteln, und das Mädchen schrak zurück, schob sich weg und drückte sich an seine Mutter. Das Lächeln erstarb, die Finger zogen sich zurück. Der Blick hob sich.

«Ich habe gehört, dass Sie nach einem Sozius von mir suchen.»

Sein Englisch war gut, auch wenn er mit starkem Akzent sprach. Er klang wie jemand, der die Sprache beim Geschäftemachen gelernt hatte und nicht durch eine kostspielige Ausbildung.

«Sozius?» Sie sah sich um. Waren die beiden Männer Partner in einer Anwaltskanzlei? «Wissen Sie, wo ich ihn finden kann?»

«Leider ist er nur sehr schwer zu erreichen. Sagen Sie, in welcher Angelegenheit genau möchten Sie mit ihm sprechen?»

Sie verriet es mit einem Seitenblick. Sie hatte es nicht sagen wollen, aber blieb ihr eine Wahl? Nach beinahe zwei Wochen ergebnisloser Suche war ihr mageres Budget beinahe vollständig erschöpft. Und mit ihrer Geduld war sie schon längst am Ende. Sie hätte die Wände hochgehen können. Das Kind trieb sie in den Wahnsinn. Es war Liz gleichgültig, wer ihr half, ihn zu finden, wenn es nur endlich jemand

tat. Die Äuglein zwischen den dicken Lidfalten schwenkten in Richtung des Mädchens.

«Ich verstehe. Also ist er der Vater?»

«Das ist eine sehr persönliche Frage.»

«Wir sind in Kairo. Privatangelegenheiten sind hier Allgemeingut.» Er lachte leise, und sie musste zugeben, dass es stimmte. Das Leben spielte sich hauptsächlich auf der Straße ab, was möglicherweise das starke Bedürfnis der Leute nach Verschwiegenheit erklärte. Die geschnitzten Holzläden über den alten Fenstern. Die Schleier, mit denen die traditionell gekleideten Frauen ihre Gesichter bedeckten.

«Ich würde alles für meine Tochter tun», flüsterte sie und registrierte das lüsterne Aufleuchten in seinen Augen.

«Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Sagen Sie mir genau, was Sie brauchen. In diesem Land kann alles arrangiert werden; zu einem gewissen Preis.» Er ließ seinen Blick auf ihr ruhen und sagte ihr damit, was sie schon gehaut hatte und dennoch nicht wissen wollte.

«Sie ist meine Tochter», flüsterte sie. «Ich will einfach nur das Beste für sie.»

«Wir alle wollen doch das Beste für unsere Kinder.»

Er hob die Hände, als wollte er klatschen, und wie in einer Vorwegnahme des Lautes zersprang in demselben Moment der Spiegel über ihm, und das Glas fiel aus dem Rahmen. Hinter ihr hallte ein Schrei durch die Tür des Cafés herein. Dann kam ein Mann in das Café getaumelt, die Hände auf den Bauch gepresst, das weiße Hemd scharlachrot verfärbt. Draußen herrschte Aufruhr. Männer brüllten irgendetwas.

«Was ist los? Was passiert da?»

«Sie müssen jetzt gehen. Diese Männer werden Sie begleiten.» Der dicke Mann war aufgesprungen. Er bellte ein paar

Befehle, und Männer rannten los, um sie zu erfüllen. Von der Straße kamen Rufe und Schreie. Dann stand ein Mann neben ihr. Über seine Wange verlief eine lange Narbe.

«Gehen Sie mit ihm.»

«Aber was ist mit ... Sie haben versprochen, mir zu helfen.»

Alle Verbindlichkeit war aus seiner Miene verschwunden. Sein Blick war ausdruckslos und kalt, als er dicht vor sie trat und sie in eine Wolke aus Parfüm und Schweißgeruch hüllte.

«Sie werden bekommen, worum Sie gebeten haben», flüsterte er. «Und jetzt gehen Sie!»

Der Mann mit der Narbe hob das Mädchen hoch und ging zur Hintertür des Cafés. Hastig folgte sie ihm, ohne darüber nachzudenken, wohin er sie bringen würde, allein getrieben von dem Bedürfnis, in der Nähe ihrer Tochter zu bleiben.

«Dann sind Sie ins Hotel zurückgekehrt, und am nächsten Tag ist Alice verschwunden, war es so?», fragte Renfrew jetzt.

«Wir waren unterwegs, und überall herrschte Gedränge. Sie ist erst vier Jahre alt, kann aber schon sehr beharrlich ihre Unabhängigkeit fordern. Manchmal weigert sie sich, an meiner Hand zu gehen, also habe ich sie auch einmal allein laufen lassen, aber sie durfte sich nie weiter als ein paar Schritte von mir entfernen.»

«Doch an diesem Tag war es anders.»

«Es waren unheimlich viele Leute unterwegs. Ich erinnere mich an große Reisegruppen, die sich überall durchgedrängelt haben. Ich habe sie einen Moment lang aus den Augen verloren. Nur einen Moment lang.» Sie hob den Blick von der Schreibtischplatte und sah Renfrew an, der sie forschend

musterte, auf der Suche nach einem Zeichen, einem Hinweis darauf, ob er ihr glauben sollte oder nicht. «Und dann war sie weg.»

«Die Polizei sagt, dieser Mann, nach dem Sie suchen, ist eine reichlich zwielichtige Gestalt.»

«Eine zwielichtige Gestalt?»

«Er ist ein aktenkundiger Krimineller.» Der resignierte Ausdruck in seiner Miene sagte ihr, dass sie tatsächlich ihre Zeit verschwendete.

Sie war inmitten eines Aufruhrs in dieses Land gekommen. Drei Tage nachdem sie aus dem Café geflüchtet war, saß sie wie betäubt vor dem Fernseher im Speisesaal des Hotels und verfolgte die Berichterstattung über die Ermordung des Präsidenten. Die Kellner klammerten sich fassungslos aneinander. Liz fühlte sich, als wäre sie in einem Albtraum gefangen, als hätte man sie in einer Welt als Geisel genommen, die sich von jeglicher Vernunft verabschiedet hatte.

Aber Liz machte weiter. Fieberhaft suchte sie auf den Straßen Kairos nach Alice, fand jedoch nur ihr eigenes verzerrtes Abbild in Glasscheiben und poliertem Metall. Als wäre sie in eine trügerische Spiegelwelt eingetreten, so wie früher in das Spiegelkabinett auf dem Jahrmarkt. Männer standen herum, lehnten in Türrahmen, und wollten sie auf sich aufmerksam machen.

«Hallo. Willkommen!»

«Immer herein. Ich habe schöne Angebote im Laden.»

Die vielen kleinen Figuren schienen um sie herumzukreisen. Die Affenkönige und hundeköpfigen Götterfiguren, die Paviane, Krokodile und Vögel. Manche waren aus grünem Stein gearbeitet, andere waren grau oder schwarz. Ein Schaukasten war mit Unmengen von Schmuck zugehängt, Silber-

kreuze und Anch, das Henkelkreuz, Symbol des Lebens. Glitzernde Pyramiden in allen Größen; einige so groß, dass man sie kaum mit beiden Händen anheben konnte, andere klein genug, um sie als Anhänger an einer Halskette zu tragen. Skarabäen aus Türkis. Auf Liz wirkte das alles wie ein einziges verwirrendes Trugbild.

Hinter sich hörte sie einen Jungen etwas sagen, das sie nicht verstand. Ein paar Männer lachten. Sie ging weiter, schneller jetzt, flüchtete vor den Blicken, die sie zu verfolgen und zu umzingeln schienen. Wo war sie? Wo war ihr kleines Mädchen? Sie hastete vorwärts, ihre Gedanken rasten. Ein Schaufenster voller Schachbretter, deren reflektierende Oberflächen blendende Lichtpfeile verschossen. Silbrig schillernes Perlmutterblau, bei dessen Anblick sich in ihrem Kopf alles drehte. Aus einer dunklen Gasse griff ein kalter Lufthauch nach ihrem nackten Arm und jagte ihr eine Gänsehaut über den Körper. Sie hatte den Eindruck, beobachtet zu werden. Als sie herumfuhr, fand sie sich Auge in Auge mit Anubis, dem stolzen schwarzen Schakal, dem Wächter der Unterwelt. Unwillkürlich wich sie zurück und stieß mit dem Rücken an das Glas der Schaufensterscheibe. Als rechts von ihr erneut Rufe ertönten, begann sie zu laufen, immer wieder warf sie einen Blick über die Schulter, war sicher, dass sie verfolgt wurde, hastete noch schneller durch die Menge der Touristen und Teeboys, stieß irgendwo an, warf kleine Café-Tischchen um, hörte Glas zerbrechen und Tablett auf den Boden fallen. Schreie und Flüche folgten ihr. Doch das kümmerte sie nicht, sie musste weg hier. Doch wohin? Wo entlang? Die Straßen sahen alle gleich aus. Sie bog um eine Ecke und lief weiter, ohne anzuhalten. Dann links, rechts und wieder links. Keuchend blieb sie irgendwann stehen, um Luft

zu schöpfen. Sie sah sich um. Da war niemand. Aber jetzt wusste sie nicht mehr, wo sie war. Irgendwie sah alles gleich aus. Die Verkaufsstände, die engen Gassen, die bröckeligen Mauern. An der nächsten Ecke sah sie einen Laden, der vor lauter Gerümpel, das bestimmt kein Mensch haben wollte, beinahe überquoll; alte, verrostete Kupfertablets, Holztische, seltsame Täfelchen – mit Buchstaben vollgeschrieben, die sie noch nie gesehen hatte. Drinnen von der Decke hingen Dutzende alter Öllampen, die aussahen, als wären sie mehrere hundert Jahre alt. Die Art von Öllampen, aus denen vielleicht ein Dschinn aufstieg, wenn man daran rieb. Als sie sich umdrehte, sah sie einen Mann aus den Schatten schlurfen. Liz Markham sah in sein zerfurchtes Gesicht, über das sich die tiefen Falten wie eingätzte Muster zogen. In seinen Augen meinte sie ein dunkles Wissen um ihr Schicksal glimmen zu sehen. Er lächelte und entblößte dabei eine Reihe fleckiger gelber Zähne. Sie schloss die Augen, um das alles zum Verschwinden zu bringen, dann öffnete sie den Mund und schrie: «Alice!»

1 Das Verschwinden

(1998)

Kapitel 1

Als eher optimistisch veranlagter Mensch fand Makana, dass der Tag gut anfang, wenn er morgens beim Aufwachen feststellte, dass er nicht untergegangen war. Sein Awama, sein Hausboot auf dem Nil, pflegte Makana gern als normales Boot zu betrachten, aber das war es natürlich nicht, kein richtiges jedenfalls, nur eine mehr schlecht als recht zusammengegelte Sperrholzkonstruktion auf einem rostigen Ponton. Trotzdem war es eine schöne Vorstellung. Der Gedanke, dass er einfach die Taue kappen und um die Welt segeln konnte, falls er Lust dazu hatte, war die reine Wohltat. In Wahrheit würde das Ding vermutlich augenblicklich wie ein Stein untergehen. Es war ein Floß mit Wänden, um die Welt draußen zu halten. Ein Traum. Eine Idee.

Die meisten Leute hätten auf solch einem unsicheren Gefährt nicht Nacht für Nacht tief und fest schlafen können, ohne zu wissen, ob sie den nächsten Tag erleben oder womöglich aufwachen würden, weil sie plötzlich schwimmen mussten, um ihre Haut zu retten, oder noch schlimmer, einfach im Schlaf ertranken. Aber Makana war eben nicht wie die meisten Leute. Solche Sorgen machte er sich nie. Er hatte schon lange akzeptiert, dass er, falls das Boot wirklich eines Nachts sank, kaum etwas tun könnte und dass sein Untergang womöglich sogar eine Art Erleichterung wäre. Abgesehen davon hatte er ohnehin kaum eine andere Wahl. Das Awama war alles, was er sich leisten konnte, hier hatte er seine Ruhe, und dafür war seiner bescheidenen Meinung

nach kein Preis zu hoch. Makana war Einzelgänger. Er hatte nur wenige Freunde und keinerlei erwähnenswerte Familie. Der einzige Wermutstropfen war der unendliche Verkehrsstrom, der sich vierundzwanzig Stunden am Tag über die Hauptverkehrsstraße wälzte, die dem Westufer des Nil folgte. Wenn er die schmutzigen Fensterläden aufklappte und schräg nach oben sah, hatte er die rasenden Blechkisten und Laster vor sich, die seine Ruhe störten.

Das gewohnte Verkehrsrauschen war schon zu seiner vollen Lautstärke angeschwollen, als er an diesem Morgen vom Oberdeck zu seinen einzigen Nachbarn hinuntersah; seiner Vermieterin Umm Ali und ihrer Familie. Sie lebten in einem Schuppen aus alten Bretterkisten und flach gedrückten Benzinkanistern, der gefährlich nahe an der bröckeligen Uferkante stand, die sich wie eine schlammige Welle am Rand des Wassers erhob. Die langen, tief herabhängenden Zweige eines riesigen Eukalyptusbaums beschirmt den Schuppen wie eine schützende Hand.

Makana hatte das Rätsel, wie genau das Awama in den Besitz von Umm Ali gekommen war, nie lösen können. Es gab eine lange, komplizierte Geschichte, in der ihr verstorbener Ehemann eine Rolle spielte, den sie bei praktisch jedem Gespräch erwähnte, ebenso wie ein *Errif*, ein weit entlegenes Dorf, aus dem sie stammte, mehrere Brüder und Schwestern, ein Stück Land und ein unberechenbarer Vater, der sich dem Glücksspiel ergeben hatte. Makana hatte es schon lange aufgegeben, die Geschichte vollständig verstehen zu wollen, und versuchte mittlerweile, das Thema möglichst zu umgehen.

Nachdem das Hausboot weder von der Stelle bewegt noch anderweitig Nutzen daraus gezogen werden konnte, wenn man es nicht zu Feuerholz verarbeiten wollte, hatte Umm

Ali beschlossen, es zu vermieten. Sie hätte natürlich selbst mit ihren Kindern darauf wohnen können, doch entweder brauchten sie das Geld dringender als Makana, oder sie hatten weniger Vertrauen darauf, dass es nicht plötzlich unterging. Solange sie zufrieden damit war, Makana als alleinigen Mieter zu akzeptieren, obwohl er ziemlich unregelmäßig zahlte, hatte er keinen Grund, sich zu beschweren. Manchmal hatte Makana den Eindruck, dass sie sich allesamt an seinen Haufen Brennholz klammerten, als wäre er tatsächlich ein Floß, das weit draußen auf dem Meer trieb.

In dem winzigen Verschlag, der als Küche galt, kochte er sich einen Kaffee. Hier war es so eng, dass er sich nicht umdrehen konnte und rückwärts hinausgehen musste. Wenn er sich zu hastig bewegte, flog sein Mittagessen aus dem niedrigen Fenster zu den Fischen. Die Kücheneinrichtung war höchst rudimentär: eine schmale Gasflasche und zwei rostige Herdringe. Den größeren benutzte er nur zu speziellen Gelegenheiten. Und meistens war er bloß in der Küche, um die Delikatessen auszupacken, die er an Abu Siniyas' grob zusammengezimmertem Straßenstand an dem belebten Kreisverkehr unter der Überführung kaufte.

Makana nahm seinen Kaffee mit nach oben und setzte sich, um die erste Zigarette des Tages zu rauchen.

Die Kabine hatte ein Dach und an drei Seiten dünne Sperrholzwände. Die vierte Wand war irgendwann einmal abgefallen und nie ersetzt worden, was bedeutete, dass er einen weiten, freien Blick über den Fluss hatte. Das kam ihm entgegen, konnte er es doch kaum ertragen, in geschlossenen Räumen eingesperrt zu sein. Abgesehen von einem Bettgestell, auf dem jetzt seine aufgerollte Schlafmatte und die Kissen lagen, einem alten Korbsessel, neben dem sich ein

Telefon mit langem Kabel, einige Pappkartons und unordentliche Papierstapel fanden, die mit Steinen gegen den Luftzug beschwert waren, gab es keine weitere Einrichtung. Das war sein Zuhause, und im eigentlichen Sinn auch sein Büro.

Von hier aus genoss er den Ausblick auf die Stadt in all ihrer morgendlichen Pracht. Die Pyramiden lagen in südlicher Richtung etwas außerhalb, überwölbt von einer dicken Smoglocke, die schwerer lastete als Jahrhunderte Grabstaub und aus der sich jetzt eine blasse Sonnenscheibe in die Höhe kämpfte. Wenn er aufs Hinterdeck hinaustrat und den Blick hob, hatte Makana eine wüste Ansammlung von Hochhausblocks vor sich, deren Anordnung ihn an eine hässliche Reihe fauliger Zähne erinnerte. Die Leute dort sahen vermutlich jeden Tag aus dem Fenster und fragten sich, wer um alles in der Welt auf diesem Haufen Treibholz leben wollte, und er sah zu ihnen hinauf und machte sich seine eigenen Gedanken.

Nach sieben Jahren fühlte sich Makana immer noch wie ein Fremder in dieser Stadt. Der Fluss, auf den er hinunterblickte, stellte eine schwache Verbindung zu Khartum weit flussaufwärts dar, dem Ort, den er immer noch als Zuhause betrachtete, obwohl er vor sieben Jahren von dort geflohen war. Er hatte damals keine andere Wahl gehabt. Es hieß gehen oder sterben. Trotz all der Jahre, die er nun in diesem Land lebte, hatte er nicht das Gefühl, seine ägyptischen Brüder wirklich zu verstehen. Sie machten die Dinge auf ihre eigene Art.

Immerhin war es Makana gelungen, sieben Jahre lang genügend Arbeit zu finden, um überleben zu können. Durch Freunde und Freunde von Freunden und deren Bekannte.